

III. Nachrichten aus dem Kameradenkreise.

1. Briefe von Kameraden.

D. = Ostafrika, den 31. Oktober 1904.

Sehr geehrter Herr Direktor!

Bestätige hiermit nochmals dankend den Empfang des Zeugnisses. Heute nur einige Zeilen!

Die Ueberfahrt habe ich gut überstanden, am 27. Septbr. landete ich in K., setzte dann meine Reise teilweise per Dhan und Esel fort (letzterer war mir entgegen gesandt). Meine erste Arbeit hier war mein Hausbau, aus Lehm und Holz kann man doch ein recht nettes Häuschen herrichten, leider ist es noch immer nicht ganz fertig, so daß ich im Zelte wohnen muß. Später wenn ich es bequemer habe, werde ich eine kleine Skizze davon senden.

Im übrigen wird feste Baumwolle gepflückt, jetzt ist gerade Erntezeit, sowie Brücken und Wege gebaut.

Alle Handwerke brauche ich hier nötig, doch ist das Arbeiten hier nicht so leicht als dort in den Werkstätten, da weder Hobelbank noch anständiger Amboß zc. vorhanden ist, doch geht alles. Jetzt suche ich schon die ganze Umgegend nach einem zu Backsteinen brauchbaren Lehm ab, ich möchte gerne Ziegel, machen, da weit und breit kein Stein zu finden ist.

Nächste Woche werde ich schon auf Bezirksreisen gehen und zwar erst kurze Zeit gemeinsam mit Herrn Bezirksamtmann. Leider geht es mit der Suahelisprache noch schlecht, ich kann jedem, der Absicht hat, nach D. = O. = A. zu gehen, nur raten, fleißig Suaheli zu treiben, da es hier auch nicht in 4 Wochen zu lernen ist, hier aber niemand fragt, ob man die Sprache kann oder nicht, hier heißt es eben: „Sieh, wie du durchkommst.“ —

Ihrer Frau Gemahlin bitte mich zu empfehlen.

Herzliche Grüße an Sie, sowie die Herren Lehrer und Kameraden.

Ihr dankbarer

Westafrika, 3. November 1904.

Sehr geehrter Herr Direktor!

Verzeihen Sie gütigst, wenn ich Ihnen erst jetzt wieder Nachricht zukommen lasse. Wie schnell ist doch die Zeit vergangen; noch zwei Monate, und schon ist ein Jahr überstanden. Die ersten Monate waren für mich . . . gesundheitlich keine besonders guten. Am meisten hat meinen Körper das erste Zwöchentliche Fieber angegriffen. Von allen geistigen Getränken nehme ich Abstand. Ebenso enthält sich . . . aller dieser Gifte.

Der Hauptgrund meiner vielen Fieber war, daß ich im Anfang nicht genügend Chinin nahm und die Prophylaxe, jeden 5. Tag $\frac{1}{2}$ g, war für mich nicht ausreichend. Seitdem ich aber jeden 6. und 7. Tag 0,8 g nehme, bin ich fieberfrei. Hr. . . . nimmt jeden 4. Tag 0,8 g. Man muß es eben an seinem eigenen Körper ausprobieren. Andere sind ja oft anderer Meinung und halten keine Prophylaxe ein. Ich werde es jedenfalls nicht wagen, meine Prophylaxe zu ändern oder weniger Chinin zu nehmen, denn man ist hier zu sehr dem Schwarzwasserfieber ausgesetzt.

Die Ernte geht nun ihrem Ende entgegen. Bis Oktober war Hr. . . . im Kakaohause beschäftigt, während ich die Ernte-Kolonne hatte. Wir hatten Beide nichts zu lachen und mußten oft noch Sonntag morgens auf dem Posten sein, und ich hatte das Vergnügen, bei starkem Regen auf manchen Feldern bis zu den Knien im Wasser zu waten. Es hat dies Jahr wieder mal unheimlich gegossen. Da war ein gutes Schuhzeug viel wert. Am besten sind für die hiesige Regenzeit 2 Paar lange, wasserdichte Suchtenstiefel und ein Paar, die bis über die Kniee reichen. Unentbehrlich für die Trockenzeit ist ein Paar sog. „Pflanzerstiefel“, Schnürschuhe, mit Nägeln und Eisen beschlagen. Die scharfen Steine, deren es hier leider nur zu viele gibt, reißen das feine Leder sofort durch.

Auch Hr. . . . hat schon sein erstes Fieber überstanden. Das Fieber an und für sich war allerdings bald vorüber, aber es folgte ein starker Magen- und Darmkatarrh, der ihn zwang, 2 Wochen das Bett zu hüten. Er sammelt Sonntags fleißig Insekten und hat schon eine riesige Menge von den Tierchen gefangen. Ich habe meine Passion, die Jagd, an den Nagel gehängt, da dieselbe hier zu beschwerlich ist. Vergangenen Sonntag hatte ich das Glück, eine starke Antilope zu erlegen. Dieselbe verkaufte ich hier für 31 Mk.

Hr. . . . wird in den nächsten Tagen wieder schreiben. Er fühlt sich sehr wohl und sein neuer Wirkungskreis macht ihm viel Freude.

Ihnen, Ihrer Frau Gemahlin, den Herren Lehrern und Kameraden fröhliches Weihnachtsfest wünschend

Ihr ergebener



Eingeborene in einer Agaven-Pflanzung.

Westafrika, den 14. Nov. 1904.

Es ist jetzt 8 Uhr, eigentlich ja bald Zeit ins Nest zu gehen. Mir ist aber heute noch gar nicht wie schlafen zu Mute; da will ich lieber die Zeit benutzen, um etwas mit Euch zu plaudern. Je früher ich mit meinem Brief anfangе, um so besser ist es ja. Wenn ich erst in der letzten Vierminute anfangе zu schreiben, wird's ja doch nicht viel. — Ich hause also jetzt allein in meiner Klause. Ein idyllisches Plätzchen ist das hier. Ich wohne mitten in der Farm, genau im mittelsten Felde. Das Häuschen liegt auf einem Hügel. Vor mir fällt das Terrain steil ab zum Meer, hinter mir ein kleines Plateau. Unter mir höre ich das Rauschen der Brandung; draußen am Horizont sehe ich in blauen Dunst gehüllt den Pic der Insel Fernando Po. Hinter mir sehe ich den riesig steil ansteigenden Ke gel des kleinen Kamerunberges. Das ist die weitere Umgebung. In engem Kreise umschließt die Pflanzung mein Haus. Nur ein Kreis von 20 m ist um mein Haus sauber gereinigt, und auch darin stehen noch 2 Fruchtbäume, eine kleine Ananasplantage und ein Riesenmelonenbaum. Wenn die Ananaszeit vorüber ist, werde ich auch das noch entfernen lassen. Ich liebe es nicht, den Moskitos um mein Haus herum Schlupfwinkel zu bieten. Na, übrigens habe ich hier nicht so viel unter Moskitos zu leiden, da hier oben immer eine

angenehme Seebrise weht. — Was nun den Anblick der Farm anbelangt, so gleicht dieser von weitem ganz dem des Urwaldes. Man kann unter den stehen gebliebenen Urwaldriesen und Palmen die Kakao- und Planten (Bananen)-Reihen von weitem nicht erkennen. — Nun mein Heim selbst: Wie schon im letzten Brief erwähnt, ist es ein lustiges Häuschen. Von weitem gewährt es so mitten in der Farm einen reizenden Anblick. Es steht auf 20 Holzpfählern. Selbstredend besitzt es wie die meisten kleinen Häuser hier nur ein Zimmer. Die 3 von einer breiten Veranda umgebenen Seiten sind aus Holz, die 4te, Schattenseite, und das Dach sind aus Wellblech. Leider besitzt das Zimmer keine Decke; das macht die Sache etwas heiß. Na, das macht aber keinen Schaden weiter, man kommt ja doch nur des Nachts ins Zimmer, die freien Tages- und die Abendstunden verlebt man ja doch auf der Veranda. Unangenehm bleibt das aber doch immer etwas, denn man sieht und hört so andauernd die Eidechsen, eventl. auch mal eine Schlange oder Ratte in den Sparren des Wellblechdaches und an den Wänden rumkrabbeln. Da gewöhnt man sich aber bald daran; in der ersten Nacht bin ich den Eidechsen auf der Veranda noch mit meinem Revolver zu Leibe gerückt, heute sehe ich sie kaum noch. Außer mir, den Eidechsen, Schlangen, Ratten und Moskitos leben in meinem Hause noch eine Katze, Mücken, Fliegen, Käfer, Schmetterlinge und Nachtfalter aller Arten und Gattungen sowie Spinnen von den kleinsten bis zur Größe eines Handtellers.

Warum auch nicht? Die Tierchen brauchen doch auch etwas Schutz. Mich stören sie ja nicht weiter. Nur die Mücken, die Ekel, sind unangenehm, die zwicken mich, daß es nur so hagelt, ich habe an den Armen Buckel an Buckel; wie ein Gebirge sehn die Arme aus. Auch die Ameisen sind im Hause unangenehm. Mein Speiseschrank wimmelt davon. Das Brot, die Butter, der Schinken, die Milch, alles ist mit Ameisen durchsetzt, meine Schokolade ist ihnen ein angenehmes Futter, da fressen sie sich durch doppeltes Papier und 3 faches Staninol durch. Anfangs marschierten sie mir immer beim Essen über meinen Tisch und delectierten sich an meinem Kloß. Dem habe ich jetzt Abbruch getan. Ich habe 4 leere Tins unter die Tischbeine gestellt und mit Wasser und etwas Petroleum gefüllt. Mit dem Speise- und den Wäscheschrank mache ichs ebenso, nur muß ich da dem Speiseschrank erst mal ein paar Beine anmachen (jetzt steht er auf 2 Leisten), und das ist etwas schwierig, da ich keine Säge besitze.

Mein Mobilar ist folgendes: die beiden erwähnten Schränke, 2 Tische, ein Waschtisch, 3 Stühle, mein eigener Langstuhl, eine Bank für die Veranda, die ich augenblicklich als Serviertisch benutze, und ein eisernes Bett mit Matratze, aus Kakaojäten, mit trockenen Bananenblättern gefüllt, und Moskitonez. Ihr seht, es fehlt hier an nichts. Ein Fenster habe ich auch in meinem Hause, nur leider kein Glas dazu. Na, Glasfenster machen hier auch die Zimmer zu dumpf. Ich habe Läden aus Holzleisten daran, weiß gestrichen

wie das ganze Haus, welche die Sonne abhalten und die Luft zirkulieren lassen; das geht ganz gut so. Um die Veranda herum habe ich mir von Eingeborenen Matten aus Palmrippen machen lassen, um die Nachmittagssonne abzuhalten.

Das also ist mein Haus. 15 m entfernt davon liegt die Küche und der Schlafraum für meinen Koch und meinen Boy. Es ist ein einfaches weißes Wellblechhaus und steht zu ebener Erde, also nicht auf Pfeilern. Die Küche schaut nun nicht ganz so proper aus wie zu Hause bei Mutter. Ich halte zwar auf Sauberkeit so gut wie möglich, aber es fehlt eben an der Einrichtung. Da läßt sich nichts machen. So fehlt's z. B. schon an der Hauptsache, an einem Herd. Und außerdem verstehen ja die schwarzen Köche ganz gut, auf offenem Feuer zu kochen und zu braten. Das Essen schmeckt wohl bisweilen etwas nach Rauch, das ist aber nicht gerade unangenehm, man gewöhnt sich daran, und ich glaube, der Beigeschmack würde einem später fehlen. An Stelle des Herdes habe ich einen aus kopfgroßen Feldsteinen lose aufgeschichteten Feuerplatz in Herdform. Darauf brennt den ganzen Tag ein kräftiges Holzfeuer, in das hinein sich der Koch je nach Bedarf 3 Steine pro Topf legt. An Geschirr besitze ich außer den 2 mitgenommenen Wassertöpfen für Kaffee und Tee eine große Emailleschüssel, einen Teewasserkessel, einen flachen Tiegel, einen 3 heinigen Eisentiegel in Kugelform und einen weiteren Emailletopf. Das ist alles. Das ist aber für einen schwarzen Koch genügend. Die Kerls wissen sich mit allem zu helfen. Ich staune manchmal über ihre Erfindungsgabe. Den Kaffee rösten sie im Tiegel ganz vorzüglich; gemahlen wird er in einem Tuche zwischen 2 Steinen, und zwar feiner gemahlen als zu Hause in der Mühle. Dann hat sich der Kerkel ein Reibeisen gemacht, geradezu großartig. Ich esse jetzt zum Frühstück eine Blutwurst. Von dem Ein dieser Wurst hat er Boden und Deckel entfernt, das Ding etwas aufgebogen und mit einem 4 kantigen Nagel auf weichem Holz ein Loch neben das andere geschlagen, das schönste Reibeisen war fertig. Ohne daß ich ihn dazu auffordere, macht mir der Kerkel Zahnstocher. Aus Palmrippen schnitzt er sie, dünn wie eine Nadel und haarspitz. Dann kocht er sie unaufgefordert erst aus, weil er ganz genau weiß, daß ein Europäer nicht gern etwas zu Munde führt, was ein Neger mit seinen zarten Pfötchen berührt hat. Darin find die Kerle überhaupt ängstlich, so berühren sie z. B. nie ein Stück Zucker mit den Fingern, stets mit dem Löffel, auch wenn sie sich unbeobachtet wissen. Na, sie wissen eben ganz genau, daß es sonst einen Tritt oder eins hinter die Ohren setzt. Kochen kann mein Junge ganz gut, obgleich er, wie auch der Boy, höchstens 12 Jahre alt ist. Ums Kochen brauche ich mich wenig zu kümmern. Früh $\frac{1}{2}$ 6 Uhr steht der Kaffee auf dem Tisch, nur Kaffee, nichts zu essen. Milch und Zucker nimmt man hier in Menge dazu. Dann, bevor ich weggehe, kommt der Koch. Da gebe ich ihm einen Tin aus, und eventl. ein Paß Knorrsuppe. (Die Suppe reicht für 3 Tage.) Was ich ihm

für einen Tin gebe, bleibt sich gleich. Die Fleischkonserven haben hier doch alle denselben Geschmack. Außerdem sind die Konserven hier alle riesig weich. Tauben aus Tins kann man z. B. mitsamt den Knochen mit dem Löffel essen. Um den übrigen Kram kümmernere ich mich nicht. Da läuft der Koch Dörferweit um Eier, Fisch, Wataowurzeln (ein brillanter Kartoffelersatz) u. s. w. zu holen.

Findet er etwas, so bringt er mirs erst an den Arbeitsplatz, damit ich den Preis feststellen kann, den ich dafür zahle. Die Lieferanten kommen dann abends und holen ihr Geld, entweder in baar, oder in Tabak und Rum. 2 head Pfälzer Tabak gleich einer halben Flasche Rum gleich 6 pencc. — Um 9 Uhr bringt mir dann mein Boy mein Frühstück in die Farm: Tee, Butterbrot mit Schinken, Blutwurst, Olfardinen und Radieschen. Das Brot ist Pumpernickel ähnliches Schwarzbrot, das mir der Koch meines Chefs mit auf dessen Herd bäckt. Ich esse es sehr gern. Komme ich des Mittags nach Hause, so finde ich meinen Tisch sauber gedeckt. Ein sauberes Tischtuch, 3 Teller, 3 Bestecke (das haben die Kerls so in der Mode), einen Silberbecher, ein Büchsen Fleischextrakt, Pfeffer, Salz und ein Schnapsgläschen mit Zahnstochern, und nicht zu vergessen, Essig und Öl. Zu Mittag esse ich Suppe und Fleisch; wozu man Macaroni essen kann, macht er mir auch diese. Als Nachtisch gibts Apfelsinen oder Riesenmelonen; bald ist auch Ananas reif. Nachmittags wieder bringt er mir Kaffee in die Farm. Abends, zur Hauptmahlzeit, macht er einen Gang mehr, meist Fisch. An Stelle der Kartoffelpuffer kleine runde Dinger, die mir lieber sind wie Kartoffeln. Nur muß Watao gut gekocht oder gebacken werden, sonst ist sie giftig, die Wurzel enthält nämlich viel Blausäure, die durch starkes Erhitzen allerdings leicht zerstört wird, das wissen die aber selbst, man braucht ihnen fast nichts zu sagen. Fehlt dann auf dem Tisch wirklich mal was, so brauche ich meinen Boy nur anzusehen, schon weiß er Bescheid und läuft, es zu holen.

Nun muß ich schließen, um die Post zu erreichen. Viele Grüße!

Südafrika, Dezember 1904.

Sehr geehrter Herr Direktor!

In meinem heutigen Schreiben will ich Einiges über Heuschrecken berichten.

Die ganze hintere Kolonie bis hinauf nach dem Freistaat ist voll davon. Vorigen Herbst spät bekamen wir einige Schwärme, die sich hier niederließen, Eier legten und dann eingingen. Vor etwa einem Monat waren die kleinen groß genug, um selbst die Wanderung anzutreten zu können. Die ersten, die etwa vor Monatsfrist kamen, waren nicht größer als Fliegen, schwarz, aber ihre Zahl ist Legion und ihr Hunger unersättlich. Seitdem liegen sie hier, ziehen von einem Garten zum andern und vernichten Alles, da hilft kein Jagen, kein Hindernis hält sie auf. Sie durchziehen Flüsse; wenn auch Millionen untergehen, 10 mal so viel folgen. Den einmal eingeschlagenen Weg setzen sie fort, quer über Häuser und Mauern, durch Dick und Dünn, durch Feuer und Wasser. Oft ziehen sie den Bahndamm entlang, das bedeutet viele Stunden Verspätung für die Züge. Jetzt sind sie schon groß, rot, — zweites Stadium, dann bekommen sie Flügel und ihre Farbe wird grau. Ich fürchte die footgangers (Fußgänger) mehr als die fliegenden, letztere ziehen schneller, während erstere liegen, bis sie groß sind. Hier ist alles Getreide aufgefressen, die Gärten sind kahl; auch ich hatte einen netten kleinen Garten ums Haus mit viel Arbeit groß bekommen, und nun ist alle Mühe in einer Stunde dahin; ich habe nochmals gesät und gepflanzt und hoffe zu Gott, es möge mir diesmal gelingen. Immer wieder muß ich den großen Gleichmut und die Ausdauer der Leute hier bewundern, sie erzählen ganz gelassen, daß, so weit man reitet, ein Springhaan (Heuschrecke) am andern sitzt. Sie sind es eben gewöhnt. Dürre und Heuschrecken, Rinderpest und Krieg, haben in den letzten Jahren sich so nett abgewechselt, daß man denkt, es sei immer so, man kennt es eben nicht mehr anders. Armes Land! Und die Regen, die wir bekommen, sind oft so plötzlich stark, daß sie Alles überschwemmen, Dämme zerreißen, Häuser und Länder zerstören. Ich erinnere nur an den Dambruch vor 6 Monaten in Bloemfontein. Die Zeiten sind naturgemäß schrecklich schlecht, der Handel stockt, es ist kein Geld da, die Regierung an der Spitze ist bankerott. Der letzte Krieg hat eben Allem die Krone aufgesetzt, das ganze Land einfach ruiniert. Jetzt sollen Chinesen zc. die Minen wieder in Schwung bringen, von deren Betrieb so viel abhängt. Dadurch geht auch dieses Geld noch ins Ausland, und Mord und Todschlag sind in den Minenbezirken zur Tagesordnung geworden. Man dachte, die Chinesen mit einer Handvoll Reis abspeisen zu können, 's geht bloß nicht, auch sie wollen ihre Schiffration haben und machen einen Aufruhr nach dem andern.

Und nun noch etwas! Ein kleines Weihnachtsgeschenk: Die „Income Tax“, Geschäftsleute und Bauern betreffend. Für jedes Pfund Sterling wird bei einem Einkommen von 8 1000—2000 50 Pfg. (6 d) Steuern bezahlt. Die Communalsteuern allein betragen $2\frac{1}{2}$ d per 8 (= 20 Pfg. für 20 Mk.) Nun fehlt uns nur noch die Kopfsteuer, die ganz sicher erwartet wird, denn die Regierung ist sozusagen bankerott, das hindert jedoch nicht, den Ministern Gratifikationen von Tausenden von Pfunden zu zahlen. Doch genug des Schimpfens!

Anbei übersende ich Ihnen auch eine Photographie, die Ihnen zeigt, daß auch die paar Deutschen hier ihre alte, schöne deutsche Sitte, Weihnachten zu feiern (mit etwas schönerem als mit Kneipen) nicht vergessen haben.

Zum Schluß noch nachträglich meine besten Glückwünsche. Hoffentlich haben Sie Alle das neue Jahr gesund angetreten.

Mit deutschem Gruß an Alle

Ihr

P. S. Das Neueste erfahre ich heute Morgen: Holländischer Sprachunterricht wird in den Regierungsschulen abge-
geschafft. Recht so, zwingt die Bauern doch, sich Privatschulen zu bauen, wenn sie's von selbst nicht tun wollen! Zwingt sie zum Aufstand, es wird wohl noch so kommen müssen.



Privatbahn in einer Pflanzung.

Karolinen, den 5. November 1904.

Sehr geehrter Herr Direktor!

Vielen Dank für Ihren lieben Brief, den ich mit letzter Post erhielt, und aus dem ich zu meiner großen Freude ersehe, daß es sowohl Ihnen wie Ihrer verehrten Familie als auch der Kolonialschule gut geht. Wenn Sie meinen Brief erhalten, so bin ich nun schon bald 1¹/₂ Jahr hier draußen, wo es mir sehr gut geht, und ich auch in meiner Stellung Befriedigung finde. Daß es hier manchmal einsam ist, liegt an den hiesigen Verhältnissen, ein Beamter ist beurlaubt, die Händler kommen in der Regel einmal im Monat nach der Kolonie. Dieser Nachteil wird aber gern mitgenommen und überwogen von dem Vorteil, daß hier keine Krankheiten herrschen. Einen Tag wie den andern kann man hier seiner Beschäftigung nachgehen, da auch das Wetter gleichmäßig ist. Die Einsamkeit wird auch bald gehoben werden, denn wir hoffen, noch dieses Jahr das große niederländisch-deutsche Kabel Menado-Shanghai zu erhalten. Die freie Zeit abends von 5 Uhr an wird mit Spaziergängen, Arbeiten in meinem neu angelegten Garten, Lesen und sonstiger Selbstbeschäftigung ausgefüllt, z. B. ergreife ich oft meinen Schusterhammer, da man hier sehr viel Schuhwerk braucht. Sonnabend Nachmittag ist hier auch Aufräumdienst, der ebenso wie in Wizenhausen nicht beliebt ist, wobei es aber keine Hühnergruppe giebt, an die ich oft denke, wenn ich meine Hühner füttere, denn das Huhn ist hier fast der einzige Fleischlieferant. Mittags giebt es z. B. bei meinem sparsamen Jungen die Flügel und Beine mit Kürrog und Reis, abends giebt dasselbe Huhn noch Schnitzel, um sich zu nächsten Morgen als Beefsteak noch verarbeiten zu lassen, wozu allerdings mehr Farn als Fleisch verarbeitet werden. Ueberhaupt haben die Jagolen oder Chamorros, die hier Koch spielen, ein Geschick, aus einem Huhn möglichst viel Gerichte zu machen. So kam ich eines Abends in die Küche, wo mein Junge damit beschäftigt war, ein Huhn zu zerschneiden. Ich hatte ihm nun gesagt, er solle noch ein Huhn schlachten, da ich zwei Herren zu Tisch hatte; anstatt nun den Rest vom Mittagshuhn mit dem frischgeschlachteten zusammen mit einem ordentlichen Topf Nudeln zu kochen, wollte er duos platos machen aus einem Huhn.

Leider ist hier wenig Aussicht für Ansiedler, da hier eine Schildlauskrankheit unter den Palmen herrscht, aber mit jedem Schiff kommen Ansiedler für Saipan durch. Dort scheinen die Aussichten gar nicht schlecht zu sein, zumal es dort eine schwache Bevölkerung und viel Rindvieh zur Arbeit giebt. Ueber meine Beschäftigung habe ich ja in meinem letzten Brief geschrieben, ich

kann den Kameraden nur raten, soviel von jedem Handwerk zu lernen, als die kurze Zeit von 2 Jahren erlaubt.

Ich muß hier an einem Tage oft 4 Handwerke betreiben, und wenn auch die Meister in Wizenhausen den Kopf schütteln würden und sagten, „so was haben wir ihn nicht gelehrt“, so muß man eben seine Arbeit so gut es eben geht ausführen. Für gerade Linien haben die Eingeborenen keinen Sinn, und wenn man etwas genau und sauber haben will, so muß man immer dahinter stehen oder es selbst machen. Vom Handwerkszeug haben sie auch keine Ahnung, was sie sehen, wird genommen, ob es nun für die Arbeit geschaffen ist oder nicht. Habe ich Werkzeug für mich geschärft und zurecht gemacht und schließe es nicht weg, so kann ich sicher sein, es am nächsten Tag stumpf wieder zu finden, denn sie nehmen sehr gerne z. B. eine scharf geschliffene Art und hacken damit Steine oder benutzen Stemmeisen zum Blechschneiden, mit Maurerpinseln wird Oelfarbe gestrichen, da sind sie eher fertig, aber Pinsel und Farbe auch.

Nun zum Schluß meine besten Wünsche an Sie und Ihre werte Familie und die Kammeradschaft zum neuen Jahr.

Ihr ergebener



Ostasien, den 12. September 1904.

Sehr verehrter Herr Direktor!

Ihr mir freundlichst zugeschickter „Kulturpionier“ kam vor etwa 2 Stunden in meine Hände. Begierig, wie es Wilhelmshof und den Kameraden draußen gehen möge, konnte ich nicht abwarten, bis ich nach Hause gekommen war, ließ daher meinen Gaul bummeln und vertiefte mich auf dem Heimwege in die neuesten Nachrichten von Wilhelmshof. S. 8 Abschnitt 2 erweckte in mir Gewissensbisse und: „noch heute schreibe ich einen Brief“ murmelte ich vor mich hin. Zwei Jahre sind es jetzt beinahe her, daß ich nichts habe von mir hören lassen, und doch hatte ich bei meinem Weggange von Wixenhausen wie in meinem letzten Briefe versprochen, recht bald wieder einmal etwas von mir hören zu lassen. Das Wörtchen „Mittläufer“ auf S. 8 summt mir noch jetzt in den Ohren, wohl habe ich Grund genug durch mein fortgesetztes Schweigen dazu gegeben, daß ich mich jetzt als solcher betrachtet fühlen möchte. Ich hoffe aber, daß ich eines Tages auch wieder in die Reihen der echten Wilhelmiter kommen werde, und daß Sie, verehrter Herr Direktor, wie die anderen Herren, mein dauerndes Schweigen meiner enormen Schreibfaulheit zuschieben werden, das kann ich Ihnen aufrichtigst versichern, das ist der Grund meines Nichtschreibens. Meiner lieben Mutter größte und häufigste Klage ist stets die: warum schreibst Du denn wieder gar nicht mal einen Brief? Zwei Jahre habe ich Müttern allerdings noch nicht warten lassen, das brächte ich auch bei einer vierhundertfachen Schreibfaulheit nicht fertig. Das Leben im Auslande hat mich Gottlob meine Heimat noch nicht vergessen lassen, wenn ich auch, offen gestanden, noch nie eine Minute Heimweh empfunden habe.

Sehr zugenommen habe ich allerdings noch nicht; 55,5—56,0 Kilo, gestieftelt und gespornt, ist mein Durchschnittsleibengewicht, bei 30° im Schatten sinkt es wohl mal auf 54,9 herab, das ist aber das absolute Minimum; meine beiden Gäule machen immer ein nochmal so freundliches Gesicht, wenn ich sie mit 54,9 belaste als wenn sie unter 56,0 pusten müssen. Die große Hitze, die wir vor etwa 1 Monat hier hatten, ist mir diesen Sommer ebenso wie den vorigen nicht mehr lästig gewesen, den ersten Sommer wünschte ich mich manchmal etliche Grade dem Nordpol näher. — Nun lassen Sie mich etwas von meinem Tun und Treiben erzählen!

Schade, daß man nicht in 3—4 Tagen von Wixenhausen nach hier kommen kann, da könnte mancher hier eine nette Stelle bekommen. Die Gehälter belaufen sich für den Anfang immer auf 2500—3000 Mk. Wenn einer von den Kameraden Lust hat, nach hier zu kommen, so ist folgendes sehr ratsam: Der Kandidat meldet sich zum Ableisten seines Militärjahres beim Seebataillon, kommt dann im Frühjahr

als Soldat nach hier und hat während des einen Jahres Zeit und Gelegenheit genug, die hiesigen oder sagen wir richtiger, die Chines. Verhältnisse soweit kennen zu lernen, daß er ihnen nicht mehr wildfremd gegenübersteht. Die Kosten, junge Leute von Deutschland kommen zu lassen, spart sich hier jede Firma und jedes Unternehmen, weil man an Ort und Stelle wählen kann, wie es gerade nötig ist. Für Kaufleute und Techniker sind hier die Aussichten günstiger als für Gärtner, Landwirte und Pflanzler. Zur Zeit sind 3 landwirtschaftliche Betriebe im Entstehen,

1. eine Schweine- und Rinderzucht, resp. Mast zur Verwertung der Abfälle aus einer vor kurzem fertig gewordenen Brauerei. (Mächtiger Betrieb);
2. eine Molkerei und Milchwirtschaft; ein derartiger Betrieb ist bereits da, allerdings ganz klein, rentiert sich aber trotz größter Bummeligkeit sehr gut;
3. die bereits erwähnte Gärtnerei mit einem Areal von 65 ha. Also Aussicht ist vorhanden, nur eben Bedingung, hier an Ort und Stelle sein.

Das Land meiner Gärtnerei ist sehr gut, ist gegen Nordwinde geschützt, ebenso gegen die allen Gartenprodukten sehr schädlichen SO.-Winde vom Meere, die im Sommer oft sehr lange Zeit anhalten. Die Chinesen, die bekanntlich sehr gute Gärtner sind, sehen stets in erster Linie darauf, ob der Platz chai-fung hat, außer dem nötigen Windschutz, ist genügend Wasser da.

Begeverhältnisse gut, Dünger zc. leicht und in beliebig großen Mengen zu bekommen. (Molkerei, Kaserne der berittenen Infanterie.) Nachfrage sehr groß, Arbeiter geschickt und billig (bis jetzt habe ich 5 regelrechte Gärtner, denen ich pro Monat zunächst 8 \$ = 16 M gebe, dabei keine Beköstigung, ein kleines Haus habe ich ihnen bauen lassen. Die anderen Arbeiter sind Kuli, die im Tagelohn für 20 ct., 40 \$ nicht gerade all zuviel leisten.

Mein Blumengarten ist schon sehr im Schwung: Zinnia, Gailardia, Centaurea, Iberis, Chrysanthemum, Ageratum, Verbena, Reseda zc. 72 Beete blühen in großer Uppigkeit. Rechtzeitig hatte ich mir von Deutschland Samen schicken lassen und hatte ihn im Kasten vor meinem Hause ausgesät; meine Rosen, Hibiskus, Granaten zc. blühen auch fortwährend und ermöglichen mir, schon allerhand abzugeben. Von Japan bekam ich heute, mit demselben Dampfer von Shanghai kommend wie Ihr Kulturpionier, Topfpflanzen 400 Stück, weitere sind noch unterwegs.

Für ein Gewächshaus werden bereits die Steine gesprengt, der Bau wird in den nächsten Tagen beginnen.

Ich glaube, das Unternehmen geht nicht schief, bis jetzt läßt es sich wenigstens sehr gut an. Die Preise sind hier ganz gut.

Zu tun hab ich zur Zeit natürlich sehr viel, es läßt sich aber auch sehr gut arbeiten, wenn alles nach seinem Kopfe geht. Endlich hab ich es soweit gebracht!

Sehr zu statten kommt es mir jetzt, daß ich mich von vorn-

herein mit Erlernung der chinesischen Sprache befaßt habe und zwar im wahren Sinne des Wortes. Schon bei meinen Exkursionen ins Innere, die ich beim Forstamt oft machte, zwecks Aufkauf von Sämereien, Bäumen zc. zc. nuzte es mir sehr viel.

Noch nie ist mir die Zeit so schnell vergangen wie gerade jetzt, ich wünschte sehr oft, der Tag hätte jetzt 36 Stunden.

Sie glauben, verehrter Herr Direktor, gar nicht, wie wohl ich mich jetzt fühle. Ausführendes Organ, wie ich es ja lange genug war, zu sein, ist doch entsetzlich, ich begreife garnicht, wie so unendlich viele Menschen sich dabei so wohl fühlen können.

Kassengeflügel giebt's hier noch garnicht, alles ist ziemlich minderwertiges Zeug, Bekingenten und Chinahühner sucht man hier vergeblich; komme ich wieder mal nach Deutschland, so hole ich mir bestimmt gutes Geflügel für hier. Mein Viehbestand ist zur Zeit: 2 Pferde, (ein Schimmel, mongolische Rasse, und ein Fuchs, schanzung Pony) 2 Hunde, (einer davon ist nur bei mir in Pension) Hühner und Enten durchschnittlich je etwa 10, alles Schlachtvieh, ferner 3 Schlangen, eine Unmenge Moskitos und Fliegen aller Art.

Damit für heute genug über mein gegenwärtiges Leben und Treiben.

Seien Sie, verehrter Herr Direktor, Ihre Frau Gemahlin, die Herren Lehrer und alle Herren Kameraden, letztere allerdings alle unbekannter Weise, bestens begrüßt von

Ihrem dankbar ergebenen



Neuangelegte deutsche Gärtnerei eines Kameraden in Ostasien.

Südamerika, den 14. August 1904.

Revolution, Krieg!

Sollte dies Schreckensgespenst doch noch einmal kommen, und das kleine Land, welches im tiefsten Frieden war, in Angst und Aufregung versetzen!?

Schon seit 7 Tagen ist der Belagerungszustand über das ganze Land erklärt und die Nationalgarde (alle Männer von 15—45 Jahren) einberufen, in Wirklichkeit aber eingefangen, denn die Polizei und das aktive Militär streifte Tag und Nacht in den Straßen aller Städte und Dörfer herum und greift alles Männliche auf und holte es sogar aus den Häusern nachts heraus. Alle frei herumlaufenden Pferde wurden, ohne die Eigentümer zu fragen, eingefangen und wie ich selbst gesehen habe, auch gefastelte vor Geschäftshäusern stehende Pferde einfach weggenommen. Da ich wegen eines Kaufabschlusses, von dem ich später erzählen will, am Donnerstag nach A. fahren mußte, schickte ich zur Sicherheit meinen Peon mit den 3 Pferden Donnerstag früh 3 Uhr auf meine neue Besitzung. Ich selbst sitze nun seit Freitag hier, heute ist Sonntag und noch dazu Regenwetter, und kann noch nichts bereiten, alle Geschäfte, auch die der Regierung, sind geschlossen, da die Sache scheinbar ernster geworden ist. Ich habe mir einen Schußschein vom deutschen Konsulat ausstellen lassen, da fortwährend berittene Abteilungen mit scharf geladenen Karabinern die Straßen abreiten, um Ansammlungen von Menschen zu vermeiden, und jedermann anhalten und mitnehmen, wenn er sich nicht ausweisen kann. Unten am Fluß vor den Kasernen wird die kriegsmäßig ausgerüstete Nationalgarde eingeeübt, von Hunderten von ängstlich-neugierigen Frauen umgeben; die Musikkapellen spielen lustige Weisen und Märsche zur Ermutigung; nur der unfähige, feige Präsident, schon sein kommendes Schicksal ahnend, hat bereits vorläufig die Regierung in die Hände seines Kriegsministers gelegt, und sitzt schon Tage lang in seiner Villa inmitten seiner Getreuen, sich von Lortz und Lee nährend, was mehrere Male am Tage aus dem Café unter militärischer Bedeckung geholt wird, wartend der Dinge, die da kommen sollen.

Kurz gesagt, sind die Gründe und der Gang der Revolution die: Hier giebt es 2 Parteien 1. die regierende — rote, Partei und 2. die liberale — blaue Partei; mit der schlechten Regierung und dem Finanzminister, der in 1 Jahre über 1 Million Pesos gestohlen haben soll, unzufrieden und zugleich auch etwas brodneidisch, vereinigten sich ca. 100 Liberale, nahmen ein Schiff, rüsteten es kriegsmäßig aus, um die Regierung zu stürzen. Alle Dörfer bis B. ca. 15 km unterhalb A. sind in ihrem Besitz, und das Regierungsschiff mit 150

Mann Besatzung und 6 Kanonen haben sie auch schon genommen. Man sagt hier, da die Revolutionäre schon 6 Tage in B. sitzen, ohne sich zu rühren, daß dieselben auf Verstärkung aus dem Lande warten, und dann gemeinsam vorgehen; vielleicht ziehen sie auch vor, sich wieder zurückzuziehen, da die Regierung von ihrem Vorhaben zu bald Wind bekommen und sich demgemäß gut vorbereitet hat. Man erfährt von hier und aus dem Innern sehr wenig, und es wäre nur zu hoffen, daß die Sache bald zur Entscheidung käme, denn alle Geschäfte stocken und wir Ausländer leiden doch auch darunter.

Heute ist Montag der 15. August, der größte Feiertag und Festtag hier. Aber statt des Festgewandes hat die Stadt ihr Trauerkleid angelegt, die Straßen sind wie ausgestorben, nur ab und zu sieht man neugierige Blicke aus den verschlossenen Häusern auf die vorüberziehenden Totenbahnen, in denen die Sanitätskolonne die Toten und Verwundeten nach dem Hospital bringt. Vergangene Nacht soll nicht weit von Muncion ein Gefecht stattgefunden haben, man sagt sogar, zwischen Regierungstruppen, welche in ihrem Gegner Revolutionäre erkannt hatten. Unten auf der „Plaza de armas“ wird tüchtig weiter gedrückt, sonst überall Ruhe und anscheinend tiefer Friede; die großen Palmen neigen ihre majestätischen Kronen im leisen Winde, sie flüstern unter einander und erzählen sich aus dem großen Kriege Geschichten und Erlebnisse, welche die jetzige ernste Zeit in ihrer Erinnerung wachruft; und von dem tiefblauen Himmel lächelt die warme Sonne heute noch einmal so freundlich, gleichsam als ob sie wieder Frieden stiften wollte. Hoffentlich kommt er bald! Da es aber nach den Gerüchten noch einige Wochen dauern wird, will ich morgen, leider unverrichteter Sache, das teure A. wieder verlassen; ich fühle mich hier immer beunruhigt und bin besorgt um meine Pferde! Da es schon 10 Uhr 20 Min. ist, will ich heute schließen und später von meinem Anlauf berichten.

Heute ist Dienstag! Die Lage hat sich unerwartet schnell geändert, und ich sitze noch immer hier. Heute früh war ich schon auf dem Bahnhof, um abzufahren. Da kamen kurz vor Abgang des Zuges einige Herren, welche mir rieten, zu warten. Ich folgte ihnen, der Zug fuhr mit nur 2 Reisenden ab, und als wir den Bahnhof verlassen wollten, wurden wir bereits zwecks Legitimation angehalten; alle Straßenmündungen waren quer mit Militär besetzt — in wenigen Minuten ein ganz anderes, ernsteres Bild! Auf dem Wege zum Hotel wurde ich oft mit einem Alto (Halt!) adonde va! (wohin!) angerufen, und zu meinem Erstaunen sah ich auch, daß in wichtigen Straßen, die nach Regierungsgebäuden usw. führen, sogar Geschütze aufgefahen waren. Der Zug erreichte nur die erste Station und kam bald zurück, auf den Straßen befanden sich nur Ausländer, und man wartete mit größter Spannung auf die kommenden Ereignisse. Vergangene Nacht hörte man Kanonendonner und Gewehrfeuer; das Schiff der Revolutionäre mit

2 anderen Schiffen hatte sich gegen Morgen bis N. durchgeschlagen und lag im Hafen, um nochmals die Regierung zur Abdankung aufzufordern. Die Entscheidung mußte also jetzt kommen. Da jedes Haus flaggte, hißten auch wir unsere deutschen Farben; da ein Rennen und Flüchten, ein dumpfer Knall — und die erste scharfe Granate schlug 500 m vor uns in die Artillerie-Kaserne. Es war $\frac{3}{4}$ 10 Uhr; der Würfel war gefallen! Ein heftiges Geschütz- und Gewehrfeuer richtete sich nun gegen die langsam flußaufwärts ziehenden Schiffe, wir stiegen auf die flachen Dächer und konnten so das ganze Schauspiel gut übersehen. Die Schüsse auf die Schiffe schlugen alle zu kurz ein. Die Revolutionäre sind gut bewaffnet und geschult, sie gaben nur 4 Schüsse ab, der Erste in die Kaserne, der Zweite in die verschanzte Kirche über uns hinweg, der Dritte in die Hafenswacht und der Vierte ohne Treffer. Da sie flußaufwärts gingen hinter eine Insel und wenig schossen, meinten natürlich die Regierungstruppen einen großen Sieg davongetragen zu haben, sie schriean Hurrah, und die Musikkapellen verstiegen sich zu den wunderbarsten Märschen. Das Gefecht dauerte etwa $\frac{1}{4}$ Stunde; vermutlich war das nur ein Scheinmanöver von seiten der Revolutionäre. Der heutige Nachmittag verlief völlig ruhig, die Schiffe liegen immer noch hinter der Insel; man vermutet diese Nacht oder morgen eine Entscheidungsschlacht. Wenn morgen ein Zug geht, fahre ich weg. —

Ich bin heute den dritten Tag wieder in B. Hier ist's ruhig, die gesamte Stadt ist liberal gesinnt. Vorgestern war ich auf meiner neuen Besitzung, um nach meinen Pferden zu sehen; ich war ganz erstaunt zu sehen, wie dieselben in 8 Tagen zugenommen haben und sich wohl befinden; die Schwänze hoch, jagten sie beim Näherkommen wieder in voller Karriere davon. Den Kampf kann man mit zu den erstklassigen rechnen; der Boden, tiefgründiger, schwarzer Humus, steht dem besten Luzern- und Weizenboden Argentinien's gleich.

Die Besitzung, unmittelbar an einer langen, aus der Ebene aufsteigenden Gebirgskette gelegen, umfaßt ca. 1 Quadratlegua (1875 ha). Davon ist die eine Hälfte Gebirge und Wald und die andere Kamp. Im Gebirge sind 5 Sandsteinbrüche, die herrliche Trottoirplatten liefern, und außerdem Holz verschiedener Art, dessen Wert man auf ca. 40 000 Pesos schätzt. Oben im Gebirge entspringen einige Bäche, die herrliche Wasserfälle bilden, und diese Kraft hat der vorige Besitzer ausgenutzt, indem er ein Wasserrad von 7 m Durchmesser gebaut hat, welches eine neue Horizontalsäge (aus Chemnitz) und eine Kreissäge treibt; diese Holzschneiderei habe ich auch mit gekauft. Leider konnte ich wegen der Revolution den Kauf nicht abschließen.

Meine neue Besitzung ist wirklich wunderschön gelegen; die hohen, schön bewaldeten Berge, von denen man teilweise die Hälfte des Landes übersehen kann, die herrlichen, guten Waldwiesen, die klaren Gebirgsbäche, welche sich mit brausendem Ge-

töse über die Felsen in die Tiefe stürzen, um am Waldesrande die Sägemühle zu treiben. Drüben auf der anderen Seite des Baches sind Manioka- und Maisfelder. Vor der Mühle sind ca. 2 ha abgeholzt, worauf ich Apfelsinen, Bananen und Zitronen pflanzen will; außerdem sehe ich mich nach 2 Kolonisten-Familien um, die den Wald vor dem Gebirge abholzen sollen, um auf der jungfräulichen, schwarzen Humuserde Zuckerrohrfelder anzulegen; das Rohr wird ausgepreßt und aus dem Saft der einheimische Schnaps (cana) destilliert. Nächstes Jahr will ich auch zum Versuch einige ha mit Luzerne (bereits gesät) bestellen, wie mir der argentinische Estanciero anriet. Für den Hausplatz habe ich schon eine schöne Loma (Hügel) gewählt, von wo ich Aussicht nach allen 4 Seiten habe, wo der Wind überall herkommen kann, wo es wenig Fliegen und Mosquitos gibt, und wo es insolgedessen gesund ist. Das Haus baue ich vorläufig nur aus 2 Zimmern, und zwar unten mit Steinen und oben aus Holz, das Dach mit Schindeln. Ich habe schon zwei Familien und einige Herren mit hinausgenommen; sämtliche waren entzückt von der idyllisch romantischen Lage, und rieten mir, kleine Familienhäuschen für Sommerfrischler (eigentlich Winterfrischler) aus Argentinien und Uruguay zu bauen, von denen viele jetzt im Winter zur Luftveränderung, und um auch dem kalten Winter da unten zu entgehen, nach hier kommen. Aber alles nacheinander und nicht überstürzen, damit einem nichts über den Kopf wächst! Ich hoffe, die Revolution wird bald beendet sein und zwar zu Gunsten der Revolutionäre, dann werde ich den Kauf definitiv abschließen und anfangen. —

Nun glaube ich, habe ich auf einige Zeit genug geschrieben.

Herzliche Grüße!



Südamerika, den 26. 10. 04.

Werter Herr Direktor!

Da Ihnen mitgeteilt worden ist, ich sei spurlos verschwunden, so möchte ich Ihnen hiermit beweisen, daß ich noch wohl und munter bin, und Ihnen gleichzeitig einiges über meine Erlebnisse schreiben.

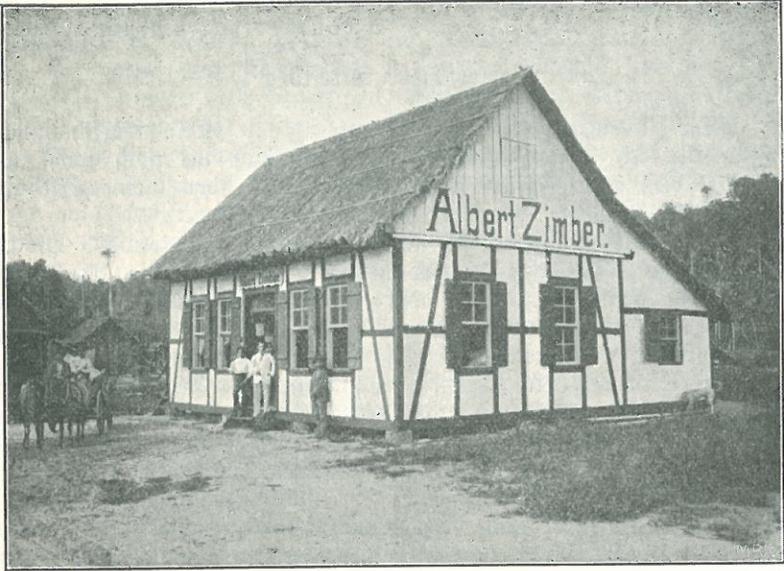
Wie Sie wohl wissen, habe ich, nachdem ich etwa 3 Wochen im östlichen Teile des Landes herum gereist bin, in B. K. eine Zeit lang gearbeitet. Von dort bin ich noch mit einem anderen Deutschen in einem von Indianern erhandelten Kanoa von 9 m Länge und 70 cm Breite den Fluß hinunter gefahren, in der Absicht, bis nach Santa Fé in Argentinien zu kommen. Aber es kam anders als wir dachten. Schon auf der nächsten am Ufer gelegenen Estancia erfuhren wir vom Ausbruch der Revolution, setzten aber dennoch unsere Reise fort und kamen nach 9 Tagen nach unendlichen Schwierigkeiten (z. B. wurden wir schon einmal von einer Räuberbande gefangen genommen) in die Nähe des Dorfes L. Wir waren beide sehr abgespant und müde, da wir die letzte Zeit fast gar nicht geschlafen hatten und nur von in Wasser gekochtem Reis gelebt hatten, und so fiel es uns nicht weiter auf, daß schon seit geraumer Zeit sich ein mit 2 Leuten besetztes Boot immer an unserer rechten Seite hielt, sich also von dem linken Ufer her vor Kugeln deckte. Plötzlich sahen wir am linken Ufer eine Anzahl Soldaten, die auch sofort zu feuern anfangen. Die beiden Leute in dem Boot verschwanden sofort an Land und wir waren der Meinung, daß ihnen eigentlich die Kugeln galten. Die Soldaten machten nun ein Boot flott und fuhren zu uns heran unter fortwährendem Feuern und brachten uns an Land, wo sie unsere Taschen und Sachen auf das genaueste untersuchten und uns die Waffen abnahmen, bis auf meinen Revolver, den ich in den Stiefelschaft gesteckt. Darauf mußte ich, da mein Begleiter nicht Spanisch verstand, mit dem Führer dieser Leute zum Kommandanten reiten, der mich abermals ausfragte und dann wieder zurückschickte. Erst nach 10 Tagen wurden wir frei gelassen und zogen zu einem im Dorf wohnenden Deutschen.

Eine Stellung auf einer Estancia zu bekommen, ist zur Zeit unmöglich, und so habe ich mir ein Stück Land gekauft und ein Haus bauen lassen und werde hier abwarten, bis die Zeiten besser werden. Außerdem habe ich die Postreiterstelle übernommen. Jedoch verliere ich die Stelle, sobald die Revolutionspartei ans Ruder kommt, was aller Wahrscheinlichkeit nach eintreten wird.

Sollten Sie die Freundlichkeit haben, mir den „Kulturpionier“ zu senden, würde ich mich sehr freuen.

Indem ich Sie und Ihre werte Frau Gemahlin herzl. grüße,

zeichne hochachtungsvoll



Geschäftshaus in der Hansafolonie in St. Catharina (Südbrasilien).

Sü d a m e r i k a , den 2. Dezember 1904.

Sehr geehrter Herr Direktor!

„Was lange währt, wird gut“ heißt es im Sprichwort, und sollte dieser Brief, wenn auch nicht gut, doch wenigstens ausführlicher ausfallen. Aber die Grundbedingung Zeit fehlt mir vollständig dazu. Ich höre schon im Geiste, wie Sie das für die meisten Fälle wohl passende „Alle Kamellen“ sagen, aber diesmal dürfte es nicht zutreffen; denn sogenannte Assistentenstellen gibt es bis jetzt hier noch nicht. Es ist bis jetzt noch mehr deutsche Bauernarbeit, welche hier verlangt wird. — Arbeit von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Mittagspause gibt es im Winter hier nicht und Abends ist man wirklich froh, wenn man früh in die Klappe gehen kann. Jetzt im Sommer hält man wohl 3 Stunden Siesta. Wenn man aber, wie ich es jetzt tun muß, eigene Küche führt und selbst in eigener Person in die Geheimnisse der Kochkunst eindringt, so werden einem auch diese wenigen freien Stunden noch genommen.

Ich bin schon seit längerer Zeit nicht mehr bei C. Ich hatte aber sofort wieder Stellung und möchte hinzufügen, daß ich dies meiner Arbeit verdanke. Wer hier dauernd Stellung oder Erfolg auf eigenem Lande haben will, muß selbst tüchtig mitarbeiten. Ich bin jetzt bei dem größten Pflanzler. Hoffentlich kann

ich dazu beitragen, daß der Schaden, den B. uns — der Kolonialschule — hier zugefügt hat, verringert wird. Gepflanzt werden hier Bananen, Orangen, Mandarinen, Ananas, Alfalfa (Luzerne), Mandioca, Mais. Kartoffeln in kleineren Mengen. Bananen, Mandarinen, Orangen, Ananas sind für den Export. Über die Kultur werde ich später einmal ausführlicher berichten, denn sonst ist Gefahr, daß der Brief diesen Monat überhaupt nicht mehr fertig wird; habe ich doch schon an einem Brief, sage und schreibe, 2 Monate geschrieben. Ein Kuriosum an diesem Briefe ist, daß Papier und Couvert zu einem Briefe bestimmt waren, den ich schon damals, als ich noch in Samoa war, an Sie richten wollte. Die Samoamarke und die verblaßte Adresse zeugen noch davon.

Wie ich aus dem letzten „Kulturpionier“ ersehe, wird es nun Ernst mit dem Neubau, und sehe ich mit Freuden der Ansichtspostkarte entgegen, auf welcher der Kolonialschulpalast ist. Ehe ich meine jetzige Stelle antrat, besuchte ich W. aus seiner Besizung. Es ist ein herrliches Stück Land, das er da erstanden hat. Eine □ Figur. Die Hälfte davon prachtvolles, ganz flaches Weideland, dann die sich plötzlich erhebenden Berge der Cordilleren wo seine Steinbrüche liegen und aus denen er sein Holz für seine Sägemühle schlägt. Herrn K. traf ich auch zufällig in der Bahn. Von B. haben Sie ja kürzlich einen Brief erhalten. Er ist augenblicklich hier bei mir. Auf seinem Rittergut kann er eben nicht wohnen, weil da die Revolutionäre und die Regierungstruppen ihre Fehden ausfechten, und Ertrag, um zu leben, hat er von den 3 cuadras Land, welche er mit einem anderen Herrn, dort gekauft hat, auch nicht. Arbeit und Verdienst gibt es bei mir genug. Es liegt also nur an ihm, ob er verdienen will. Doch für diesmal genug. Die Hauptsache dieser Zeilen sollten sein, Ihnen zu zeigen, daß ich mich noch mit der Kolonialschule verbunden fühle, und daß ich nicht zu denen gehören will, von denen es im letzten „Kulturpionier“ heißt „ . . . werden wir freilich genötigt sein, bestimmter zu unterscheiden“.

Indem ich Ihnen, Ihrer Familie und „Wilhelmshof“ fröhliche Feiertage und Prosit Neujahr zürufe, hoffe ich, daß Sie mir auch einmal einige Zeilen zukommen lassen werden, und mich nicht entgelten lassen, daß ich so lange nichts von mir habe hören lassen. Mit den besten Grüßen

Ihr ergebener

— —

Sü d a m e r i k a , den 14. Dezember 1904.

Sehr geehrter Herr Direktor!

Obgleich ich nun schon 1 Jahr hier bin, sind dieses die ersten Zeilen, die ich an Sie richte. Der Grund, weshalb ich nicht eher dazu kam, ist darin zu suchen, daß ich, der Verhältnisse unfundig, noch nicht recht wußte, ob ich hier bleiben, bezw. was ich beginnen sollte. Wie Sie ja wissen, lag es in meiner Absicht in einem Viehzuchtbetriebe Stellung zu suchen; aber ich mußte die Unmöglichkeit meines Vorhabens bald einsehen lernen. Leider waren zur Zeit alle Stellen besetzt und auf dem Kamp ist niemand, der einen jungen Mann gebraucht, am allerwenigsten eine Stelle für ihn hat, welche bezahlt wird.

Koloniewirtschaft oder landwirtschaftliche Industrie sind beides Unternehmen, die einer Familie mit vielen unbezahlten Arbeitskräften, wie es die eigenen Kinder sind, gerade das Durchkommen ermöglichen, einem jungen, ledigen Manne, der die Arbeitskräfte bezahlen muß, ein Auskommen aber nicht ermöglichen.

Nach langem Ueberlegen kam ich zu dem Schluß, daß ich mich in anderer Weise betätigen müßte, um hier mein Durchkommen zu finden, oder aber kehrt machen, um anderswo mein Glück zu versuchen. Dem Grundsatz, daß Steine, welche viel rollen, kein Moos ansetzen, nachgehend, blieb ich hier, und bald gelang es mir, auch eine Stelle zu finden, indem ich eine kaufmännische Filiale übernahm. Diese Stelle bekleide ich nun $\frac{1}{2}$ Jahr; die Aussichten scheinen mir besser als auf der Kolonie. Seit ca. $\frac{1}{4}$ Jahr ist auch C. mit mir zusammen in der Filiale.

Zum bevorstehenden Jahreswechsel sende ich meine herzlichsten Glückwünsche.

Schließend erlaube ich mir Sie, Ihre werthe Familie und die Kameraden zu grüßen.

Hochachtungsvoll ergebenst

Südamerika, den 13. Februar 1905.

Sehr geehrter Herr Direktor!

Heute sind es vierzehn Tage, daß der „Prinz Willem IV.“ auf dem ich fuhr, auf der Rbede vor Anker ging. Wir hatten eine ziemlich stürmische Reise und waren in Folge dessen zwei volle Tage länger auf See, als gewöhnlich. In den ersten Tagen mußte ich natürlich auch, dem allgemeinen Brauch folgend, dem Meeresgötter meine schuldigen Opfer bringen. Zum Glück fand ich aber bald meine Seebeine und konnte den Wind und die Sturzesen auf Deck genießen. Noch kurz bevor die Küste in Sicht kam, schlugen mir zwei kräftige Wellen in meine Kajüte durch die Luken, die ich unvorsichtigerweise der drückenden Hitze wegen geöffnet hatte. Die eine kam mitten in der Nacht und machte mich sehr schnell munter. Ich hatte noch zwei Stunden zu tun, um das Wasser einigermaßen aus der Kajüte und meinen Sachen zu entfernen. Den Mitreisenden ging es zu meiner Beruhigung ganz ähnlich. Die Schiffe dieser Linie sind für Passagiere II. Klasse sehr schlecht eingerichtet; es sind ja auch Frachtdampfer. Wir waren im Ganzen sechs Reisende, alle II. Kl.: Ein alter fast erblindeter Jude von hier, der von kaum etwas anderem sprach, als von der Reise und der Anzahl Seemeilen, die wir schon zurückgelegt hatten und die noch vor uns lagen. Wenn das mit der Zeit schon auf die Nerven fiel, so war es noch viel unangenehmer mit den andern Reisenden, einer Mulattin-Witwe mit 3 kleinen Kindern, die, wenn sie nicht gerade schliefen, immer irgend welchen Lärm machten, Schreien, Schimpfen oder Singen durcheinander, ein- und mehrstimmig. Das wirkte natürlich im Verein mit den andern „Unnehmlichkeiten“ dieser Seereise sehr wenig erbaulich. Ich war sehr froh, als endlich das Feuerschiff, das vor der Mündung des Flusses liegt, in Sicht kam. Der Fluß ist hier ungeheuer breit, aber auch flach, sodaß die Einfahrt nur mit einem Lotsen und bei Flut erfolgen kann. Wir trafen es günstig und konnten bald einfahren. Jetzt waren auch die Ufer deutlicher zu sehen: dichtes Unterholz mit Hochwald und dazwischen die lustigen Hütten von Eingeborenen oder helle Plantagengebäude. Die fremdartige, herrlich grüne Vegetation und das viele Neue, das ich mit meinem Feldstecher gut sehen konnte, ließen mich alles andere vergessen, so daß die Fahrt den Fluß hinauf wie im Fluge verging. Da auf einmal bei einer Biegung eine hellschimmernde Häusermasse im Grün, die Stadt! Bald hatten wir am Steiger angelegt und konnten nach einer sehr flüchtigen Revision

des Handgepäcks seitens des Zollbeamten an Land gehen. Bekannte von der Firma nahmen mich in Empfang und führten mich in das Viertel, das fast ausschließlich von Mitgliedern der Brüdergemeinde bewohnt wird. Die Stadt zählt ca. 30 000 Einwohner, von denen die Hälfte zu unserer Kirche gehört. Dementsprechend ist auch die Zahl der europäischen, meist deutschen Prediger und Missionare eine große. Die Stadt machte mir doch einen besseren Eindruck, als ich erwartet hatte. Die Straßen sind breiter und besser, die Häuser größer und schöner, fast alle nur aus Holz, aber hell angestrichen und meist mit einer breiten Veranda versehen. Ein buntes Völkergemisch hat sich hier zusammen gefunden: Chinesen, Japaner, Javanen, Kulis aus Britisch-Ost-Indien, Neger in allen Schattierungen, versprengte Reste der Urbevölkerung, der Indianer, und Weiße, meist Juden und Europäer. Dem Fremden fällt gleich sehr auf, daß alles, von schweren Lasten bis zu Weinflaschen und Regenschirmen, auf dem Kopfe getragen wird. Die Leute müssen unglaublich dicke Schädel haben; das bloße Zusehen machte mir schon Schmerzen. Den Nachmittag nach der Landung benutzte ich dazu, um die Stadt und die fremdartigen Menschen etwas anzusehen.

Die erste Nacht unter dem Moskitoneß verbrachte ich noch in der Stadt, erst am nächsten Tag holte mich ein Wagen auf die Plantage. Sie ist in 1 Stunde bequem von der Stadt aus zu erreichen und liegt an dem Flusse. Die neue Bahn, die bis zu den Goldfeldern im Innern der Kolonie gebaut werden soll, geht durch das Plantagen-Gebiet. Es ist eine Schande, daß bis jetzt so wenig für diese Kolonie geschehen ist. Vor der Aufhebung der Sklaverei war hier noch wegen der billigen Arbeitskräfte viel zu verdienen, aber nachher, und besonders seitdem die Crullolen-Krankheit die Kakao-Bestände fast vollständig vernichtet hat, ist die Plantagen-Wirtschaft stetig zurückgegangen. Große Besitzungen sind augenblicklich für ein Spottgeld zu haben. Nur langsam entschließt man sich zur Einführung einer anderen Kultur. Das Kapital fehlt eben. Meist werden die großen Besitzungen parzelliert und an Farbige verpachtet.

Augenblicklich hat man sich stark auf die Viehzucht geworfen, um viel Milch für die Stadt zu erzielen. 1 Ltr. Vollmilch kann man für 25 ct. los werden. Die Arbeitslöhne sind aber auch entsprechend sehr hoch. Ein gewöhnlicher Arbeiter verdient durchschnittlich fr. 1.— pro Tag und leistet kaum die Hälfte von dem, was ein Mann in Europa tut. — Für heute will ich schließen.

Indem ich mich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin auf das Beste empfehle, verbleibe ich mit freundlichem Gruß

Ihr ergebener

Kalifornien, den 10. Dez. 1904.

Sehr geehrter Herr Direktor!

Wenn ich nicht haben will, daß Sie mich auch zu den Kameraden rechnen, die nie etwas von sich hören lassen, so wird es bald Zeit, daß ich mich auch einmal wieder daran mache, einige Zeilen nach dem lieben Wilhelmshof zu senden. Ja, wenn ich an die Zeit zurückdenke, wie wir manchmal zur Arbeit auszogen und redlich über dies oder jenes schimpften, weil wir nicht verstehen konnten, daß wir dies oder jenes machen mußten oder es gar unter unserer Würde hielten, so kann ich mir ein Lächeln nicht versagen, denn was habe ich alles für Arbeiten in den 2 Jahren hier getan, gar manches, was man nie geglaubt hätte, es je tun zu müssen. Aber es ist der einzige Weg; nur wer sich hier vor keiner Arbeit scheut, kommt voran. Ich weiß nicht, ob Sie es aus meinen früheren Briefen ersehen haben, daß ich als nichts anderes hier angefangen habe denn als ganz gewöhnlicher Arbeiter, der alle Arbeiten verrichtet, die an ihn herankommen. Ich habe 2 Jahre mit den Arbeitern zusammen gelebt. Es wird nun vielleicht mancher fragen: Warum das? Die Sache ist sehr einfach, denn bei den hiesigen Verhältnissen ist man sehr oft auf sich angewiesen, und man muß hier mehr denn irgendwo sonst die Arbeiten aus dem ff. verstehen, denn es kommt sehr häufig vor, daß man tüchtig selbst die Hand mit anlegen muß. Ich kann nun sagen, daß ich in dieser Zeit ziemlich Alles gelernt habe, was ich unter den Umständen habe lernen können, nicht nur das Ziehen von Obst sondern auch das Verwerten u. s. w.

Sie werden nach meinem letzten Briefe wohl annehmen, daß ich in diesem Winter einmal nach Hause käme, aber Sie rieten mir ja sehr davon ab, und so habe ich es noch ein Jahr aufgeschoben, ich sehe es auch ein, daß es so besser ist, denn man will erst etwas erreicht haben, ehe man nach der alten Heimat kommt, und ich habe das ja bis zu einem gewissen Grade getan, denn ich habe mich hier angekauft, das heißt, ich bin als Teilhaber und als Leiter in den Rang meines ehemaligen Chefs eingetreten, ich bin zwar noch recht jung für das, aber dennoch hoffe ich, auf grund meiner hiesigen Lehre gut voran zu kommen. Ich werde einmal einige Bilder von meinem Gute schicken, damit Sie sich ungefähr vorstellen können, wie es aussieht. Das Gut ist sehr gut gelegen; es ist eine Eisenbahnstation auf dem Gute, wo ich jeden Zug halten lassen kann, was natürlich sehr angenehm ist. Wir ziehen hier Rosinen, Pfirsiche Aprikosen, Oliven und sonst noch einiges Obst,

natürlich ist die Rang in jeder Beziehung gut eingerichtet, mit gutem Bewässerungssystem Trockenhaus mit Dampfmaschine und all den anderen Maschinen, ferner ist es angenehm, daß das Gut nur 2 km von der Stadt entfernt ist, kurz un gut, alles ist „all-right“ Ich weiß auf jeden Fall soviel, daß ich meinem Schöpfer danke, hierher gekommen zu sein. Man lebt hier viel mehr in der Gegenwart, als man das in Deutschland tut, denn dort lebt man immer für die zu kommende Zeit. Es ist enorm, wenn man denkt, daß die Besiedelung dieses Landes kaum mehr als ein Menschenalter alt ist. Ich kenne eine Reihe von den allerersten Einwanderern, die mit ihren Ochsenwagen hier einwanderten und die mit den Indianern kämpften. Und was hat das Land schon alles hervorgebracht? Zum Beispiel: S. Francisco war vor 50 Jahren nichts anderes als 3 armselige Fischerhütten, heute hat es fast eine halbe Million Einwohner. Das kann auch nicht wunder nehmen, wenn man die Fruchtbarkeit des Landes sieht. So kenne ich einen Farmer, der seit 30 Jahren ohne Dünger und jedes Jahr auf demselben Stück Land Weizen baut, und der noch immer die gleichen Ernten erzielt wie vor 30 Jahren. Ich mache mir nun die Fruchtbarkeit des Bodens zu nutze, nicht das Gold, denn das überläßt man besser Leuten die mehr Geld zu verlieren haben als ich. Kalifornien ist eben ein Land für jeden Menschen, was er auch sei, selbst wenn er überhaupt nicht arbeiten will, so lebt er anständig, er findet sein Bett und seine Nahrung auf dem Felde, aber für Leute, die die Arbeit nicht scheuen, ist Kalifornien wie geschaffen. Jeder der Kameraden, der es ernst mit seinem Berufe nimmt, kann es hier zu etwas bringen, und ich kann nur jedem raten, hierher zu kommen. Es ist gesund, man braucht also nicht immer auf der Hut vor dem Fieber zu sein, und kann noch einen Pfennig Geld sparen; so habe ich während meiner Arbeiterzeit 1000 Mark sparen können, und habe doch anständig gelebt. Wenn mich jemand fragen würde, wie er es am besten anfinge, hier es zu etwas zu bringen, so würde ich ihm sagen: Komm' her mit nicht allzuviel Geld, denn wenn der Mensch seine Taschen voll Geld hat, so denkt er nicht daran, eine gewöhnliche Stellung anzunehmen, hat er aber keins, so muß er eben, wenn er nicht ver-lumpen will; allerdings wird er schon bald nicht mehr allzuviel haben, denn das wird er sehr rasch hier los. Ich weiß, wie es mir gegangen ist; jeder auf der Straße sieht, wer ein Neuling ist, und versucht rasch seine Freundschaft zu gewinnen, die natürlich nur so lange währt wie das Geld. Auch ist es gut, wenn man niemand hat, an den man sich wenden kann, sondern das beste ist, wenn man ganz auf sich angewiesen ist. Ich weiß, es ist nicht leicht, aber ich habe es durchgemacht, und es geht, wenn man nur will und nicht die Flinte gleich ins Korn wirft. Wer hat nun Mut zu kommen? Ich will gerne bereit sein, ihm noch mehr sonstige Ratschläge zu geben, allerdings möchte ich wiederholen, daß nur solche hierher kommen, die es ernst mit ihrem Berufe meinen, denn ich habe zu

meinem großen Bedauern in dem „Kulturpionier“ gesehen, daß eine Menge alter Kameraden zu Hause bei Müttern sitzen. Es tut mir wirklich leid um sie, denn die meisten hatten das erste Mal keinen rechten Erfolg, wie es scheint, und haben dann alles aufgegeben, aber ein junger Mann kommt nicht mehr voran, wenn er oft seine Tätigkeit wechselt, die Hauptsache ist es, daß man jung in das eigentliche Leben und in den Kampf um das Dasein hineinkommt, denn je älter man wird je mehr Vorderleute hat man.

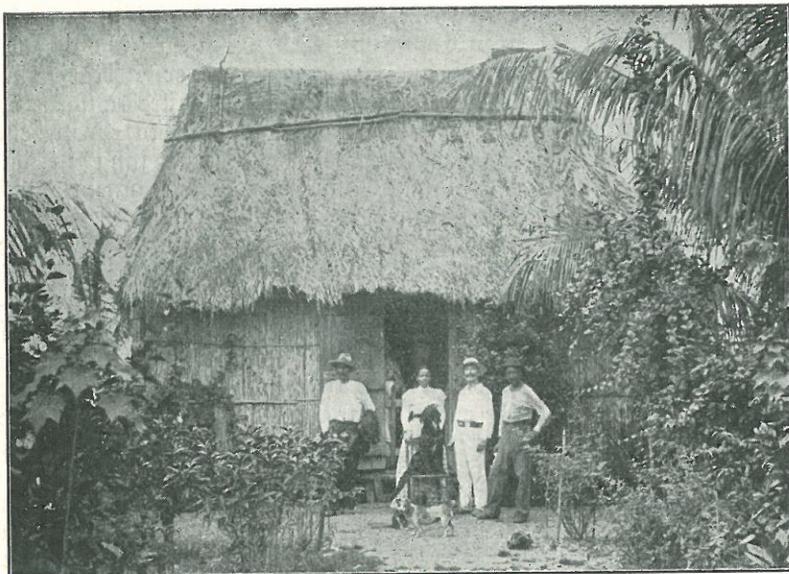
In Ihrem letzten liebenswürdigen Brief meinten Sie, Herr Direktor, daß es ein Fehler wäre, wenn man sich zu*) früh selbständig machen will, aber ich glaube da, daß Sie nicht ganz recht haben — ich spreche natürlich nur von den hiesigen Verhältnissen — denn so lang man noch jung ist, hat man noch mehr Lebensfrische, mehr Mut und wohl auch mehr Energie, was die Hauptsache ist, denn schließlich jeder macht Fehler, wenn er hier anfängt, ob er nun jung oder alt, aber ein älterer macht viel schwieriger das durch, was man hier durchmachen muß, wenn man etwas erreichen will. Es ist nicht die Arbeit das Schlimmste, sondern die kleinen Anfeindungen, die man auszustehen hat von den andern Arbeitern, wenn man etwas rascher vorwärts kommt als sie; dann die so ganz anderen Verhältnisse, in die man sich hier einleben muß, das alles geht besser, wenn man jung ist, eine alte Taube kann man auch nicht an einen andern Schlag gewöhnen. Ich sage das nicht etwa, weil ich jung bin, sondern weil es meine volle Ueberzeugung ist.

Ich habe mich sehr gefreut, daß Wilhelmshof so rasch wächst, und ich hoffe, daß auch die Anstalt in dem kommenden Jahre sich weiter so entwickeln möge. Möge es mir vergönnt sein, recht bald einen Kameraden hier begrüßen zu können!

Mit den besten Glückwünschen zum neuen Jahr, und mit der Bitte, die an Ihre Frau Gemahlin sowie die Herren Lehrer und Kameraden zu übermitteln, verbleibe ich

Ihr ganz ergebener Schüler

*) Anm. auf dem „zu“ lag der Ton, nicht auf der „Jugend“, im Gegentheil, ist das Nachfolgende nicht im Widerspruch mit meinen Ansichten. D. S.



Deutsche Ansiedler in Nicaragua.

Vereinigte Staaten, 26. November 1904.

Sehr geehrter Herr Direktor!

Der neulich bei mir angekommene „Kulturpionier“ und die heute erhaltene Karte vom Martinseffen mahnen mich sehr daran, wieder mal etwas von mir hören zu lassen. Leider ist es mir bei der Ueberbürdung mit Arbeit und unzureichender Hilfe auf meiner Farm vorläufig noch nicht möglich, zu einem ordentlichen Brief zu kommen, und so soll Ihnen wenigstens heute diese Karte ein Lebenszeichen von mir bringen. Mit den herzlichsten Grüßen an Frau Direktor und den ganzen Wilhelmshof bin ich

Ihr dankbarer



Bananen-Ernte.